Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 36

Artikel: Jean-Jacques Rousseau und die St. Petersinsel

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644640

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

heftet. „Er hat viel gelitten", denkt Bäbeli und ihr Herz krampft sich zusammen... Ueber den derben Zügen liegt ein Hauch der Verfeinerung, der besinnlichen Nachdenklichkeit. Etwas um den Mund, das Bäbeli vorher so oft schmerzlich wahrnahm, ist erloschen: ein Zug grausamer Härte, überlegenen Hochmutes, spöttelnder Geringschätzung ist weggewischt... Eine stille, wehe Ergebung, ein resigniertes sich Dareinschicken redet aus Franzens Gesicht. Uebernommen steht Bäbeli plötzlich auf und küßt den Kranken auf die Stirn. Da wendet er rasch den Kopf weg. — Wieder wandern die Augen der Frau. Vom Gesicht zum Arm, der in dickem Verband auf der Decke ruht... und plötzlich ist es Bäbeli, der Arm sei zu kurz —, kürzer als der andere, gesunde, dessen starke, gebräunte Hand in der aufgezwungenen Ruhe schon weißer, feiner geworden ist...

S. Freudenberger. — Am Trog.

Wieder pocht ihr Herz so laut und wild, bis in den Hals hinauf. Sie würgt an den Worten, die — lange schon — ihr auf der Zunge erstickt sind. Lautlos bewegt sie die Lippen, bis endlich die Frage darüber will: „Wie geht es mit der Hand, Franz. Hast schlimme Schmerzen?" Tapfer hält er den Blick der fragenden Augen aus. Und zuckt mit keiner Wimper. „Ja, die surrt und zwickt mich schon hie und da, Bäbeli... Aber ich habe nie mehr Schmerzen, als ich zu tragen vermag... Wohl, wohl Bäbeli, glaub's nur..." Und nach einer Weile mit klangloser Stimme: „Ein paar Finger hat mein Uebermut schon gekostet... — Aber es hätte noch schlimmer werden können, Bäbeli." —

„Ach Franz", sagte darauf mit klarer, starker Stimme die Frau, und erstickt den Jammer, der in ihrem Innern aufsteigen will, „ach Franz, wenn's nur die Finger sind... bei allem Unglück, welch' ein Glück, und wie viel gnädige Bewahrung..."

Stille liegt zwischen den beiden geprüften Menschen. Ihre Hände liegen ineinander. Nur ab und zu geht ein Zittern durch diejenige Annebäbelis... Das ist, wenn ihr Blick das hagere Gesicht und die weißen Haare ihres Mannes streift. —

Mit einem Mal überfällt Franz eine Unruhe. Im fällt ein, daß der Professor heute gegen Abend den Verband abnehmen will. — Noch traut er Annebäbeli die Kraft nicht zu, das Unglück ganz zu überschauen. Er drängt. „Annebäbeli, mußt ans Heimgehen denken. Du mußt mit dem frühern Zug heim. Denk doch, es ist ja so früh Nacht, jetzt, und der Weg weit von der Station. Gelt ja, du gehst."

Die Frau ahnt, warum der Franz so drängt. Aber sie will ihm zu willen sein und nimmt Abschied. „Bhüt Gott, Franz, ach, daß du bald heimkommen könntest..." Sie müht sich, ihm noch etwas Fröhliches zu sagen, und da fällt ihr etwas ein: sie sucht in ihrem Körblein und zieht ein etwas schmieriges, gefaltetes Papier daraus. Sie entfaltet es und gibt es dem Franz. Mit ungelenker Kinderhand steht darauf geschrieben: „Gurtner Vati umemachen, wen die Hang umegmacht ist."

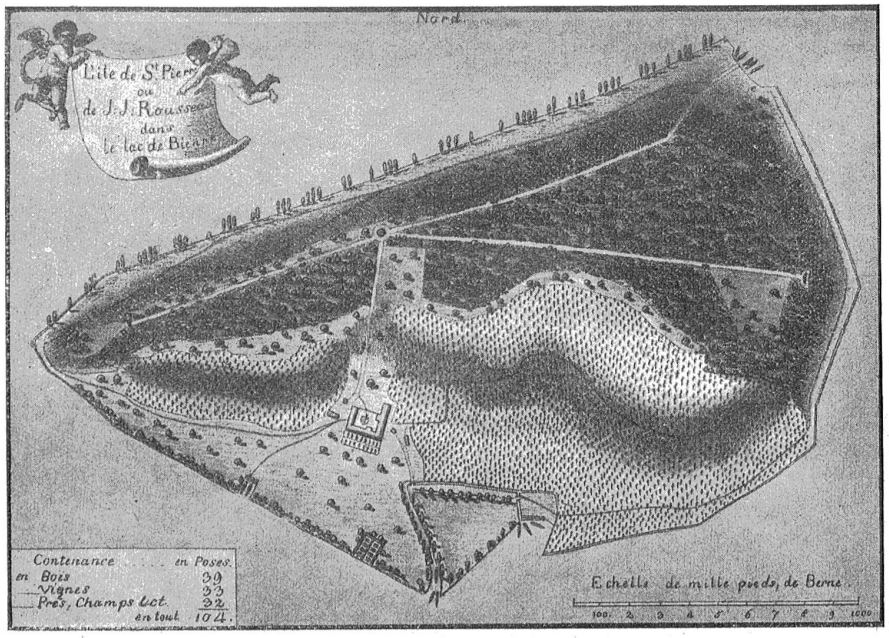
.... „Denk doch, das hat Wagners Büblein heute Morgen samt seinem zerbrochenen Wägeli auf die Bank gelegt vor unserem Haus", erklärte Annebäbeli: Und jetzt geschieht etwas für die Frau ganz Unerwartetes: Franz wendet sacht den Kopf — und weint. Annebäbeli ist fassungslos und bricht mitten im Erzählen ab, ganz verstört. Aber schon hat der Franz sich gefaßt: „Sag' dem Walterli, das Wägeli werde „umegmacht", — sicher — auch dann, Bäbeli, — wenn die Hand nicht mehr ganz „umez'mache" ist... Dann ist es doch vielleicht das Herz, — und will's Gott auch der Wille... Bhüt Gott, Annebäbeli." Er küßt die Frau. Und sie geht... Ihr Herz ist nicht leichter und doch ist die Seligkeit einer hohen und heiligen Freude in ihr.

(Schluß folgt.)

Jean-Jacques Rousseau und die St. Petersinsel.

Im Jahre 1765 weilte der große Genfer Denker und Schriftsteller J. J. Rousseau während sechs Wochen, genau: vom 12. September bis 25. Oktober, auf der St. Petersinsel im Bielersee. An diese Tatsache wird heute noch jeder Besucher des entzückenden Eilandes erinnert durch die hübsche Rousseau-Büste von Houdon, die im Bosquet an der Süd-Ländte eine geschickte Aufstellung gefunden, und durch das Rousseau-Zimmer im ersten Stock des Pächterhauses, wo der Flüchtling während seines Aufenthaltes gewohnt hat.

Ueber seine damaligen Erlebnisse hat uns Rousseau in seinen „Confessions" und seinem Tagebuch „Rêveries



Plan der St. Petersinsel, wie sie zu Rousseaus Zeiten aussah. Der Rebberg hatte weit größere Ausdehnung, die Ufergestaltung war wegen des höhern Wasserspiegels eine ganz andere.

d'un promeneur solitaire" selber ausführlich berichtet. Der glänzende Stilist hat hier mit der ihm eigenen Gefühlswärme die schrecklichen Tage der Verfolgung und Steinigung in Môtier-Travers, die Uebersiedelung auf die Insel und sein friedliches Leben daselbst im Schoß seiner geliebten „Mutter Natur" und im Kreise der freundlichen Pächtersfamilie Engel geschildert. Wie vorher schon die rührende Liebesgeschichte „Julie, ou la Nouvelle Héloïse" Tausende von empfindsame Seelen nach Clarens und an die Ufer des Genfersees lockte, wo das berühmte Liebespaar das süße Glück des Landlebens bei Bauern und Winzern ausgekostet, so wallfahrten bald nach Rousseaus Tode (1778) die begeisterten Verehrer seiner Muse nach dem stillen Eiland, wo er die schönsten Tage seines Lebens zugebracht hatte. „Kein Tag verging in den schönen Jahreszeiten, ohne daß eine Gesellschaft von Landeskindern oder fremde Reisende, ihren „Rousseau" in der Hand, die Insel nach allen Stellen absuchten, von denen das Buch berichtet, und in seinem Zimmer zu seinen Ehren ein philosophisches Bankett feierten."

Der diese Sätze schrieb, war selber Zeuge dieser Rousseau-Verehrung zu Ausgang des 18. Jahrhunderts. Der Berner Patrizier Sigmund Wagner schrieb damals (1795) sein Büchlein über die St. Petersinsel, jedenfalls im Gedanken, den Rousseau-Pilgern ein literarisches Reiseandenken in die Hand zu drücken. Er ließ das Werklein von den erprobten Künstlern N. F. König und Lafond mit Stichen schmücken, die man, koloriert, auch einzeln kaufen konnte. Sigmund Wagner war zu jener Zeit Sekretär des Berner Burgerspitals, dem bekanntlich die Inselbesitzung zugehört. Ehedem Gut der Clunyazensermönche, die hier im 12. Jahrhundert ein den Heiligen Peter und Paul geweihtes Klösterchen bauten, dann in der Reformationszeit säkularisiert, wurde die Insel 1530 Besitz des Niederen Spitals, der mit dem Oberen Spital 1721 zum Burgerspital vereinigt wurde. Wagner weilte selbst gesundheitshalber einige Monate auf der Bielerinsel und konnte da in aller Muße den Stoff zu seiner Monographie zusammentragen. Er hat zirka 20 Jahre später eine französische Ausgabe veranlaßt, von der heute, nachdem von dem Werklein nur wenige seltene Exemplare übrig geblieben sind, eine Neuausgabe im Buchhandel vorliegt.

Diese Neuausgabe*) wurde besorgt von Pierre Kohler, Professor der französischen Literatur an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich; der Lausanner Verlag Aux Editions Spes hat sie mit den gut gelungenen Reproduktionen der Stiche von König und Lafond, 12 in Schwarzweiß, 2 in Farben, ausgestattet und damit ein Werklein geschaffen, nach dem die Bibliophilen freudig greifen werden.

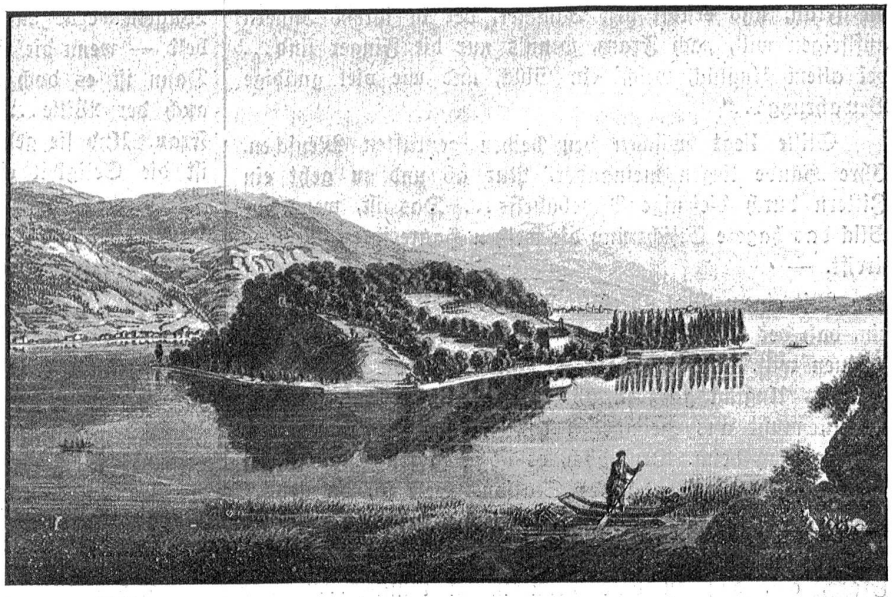
*

S. Wagner, selbst ein Kind des empfindsamen Zeitalters und auf den schönen Stil eingestellt, übernahm kritiklos in sein Büchlein, was Rousseau in den „Confessions" und den „Rêveries" über seinen Inselaufenthalt geschrieben hat. Einige Vorgänge waren aufzuhellen und falsche Angaben richtig zu stellen.

So weist Kohler in seiner historisch-kritischen Einleitung nach, daß Rousseaus Aufenthalt nicht 12 Wochen währte, wie Wagner und nach ihm fast alle Darsteller schreiben, sondern bloß sechs Wochen. Rousseau hatte im Juli 1765 mit seinem Freunde du Peyron (Kohler schreibt: F. H. d'Ivernois) 10 Tage auf der Insel verbracht und damals schon den Gedanken gefaßt, hier sich niederzulassen und seinem unruhvollen Wanderleben ein ruhe- und friedevolles Ziel zu setzen.

Seit 1762 lebte der aus Frankreich vertriebene, aus Genf und dem bernischen Gebiet samt seinen Schriften ver-

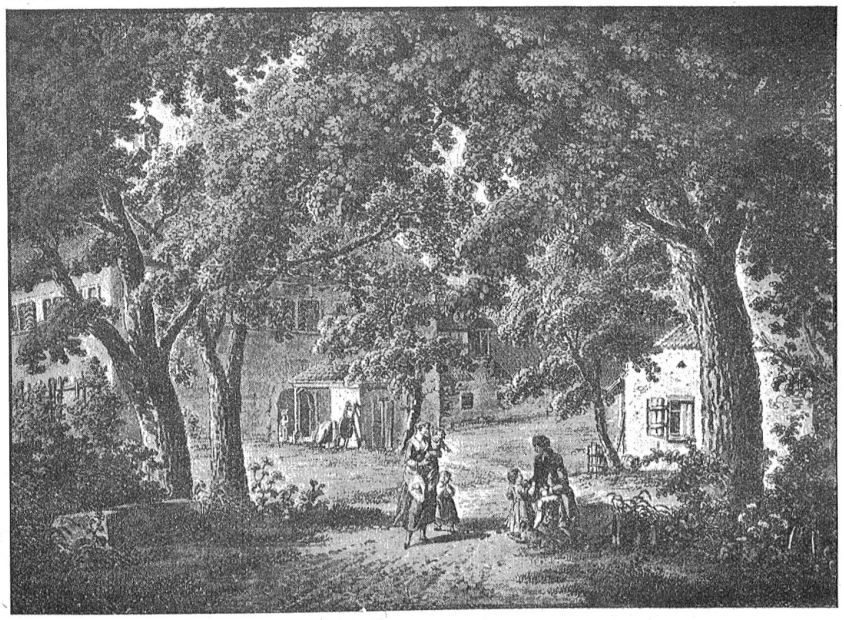
*) Sigismund Wagner, L'Ile Saint-Pierre ou L'Ile de Rousseau. Avec une Introduction de Pierre Kohler. A Lausanne, Aux Editions Spes. Collection «Vieille Suisse». Unsere Illustrationen sind dem Büchlein entnommen und wurden uns vom Verlag in verdankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.



Ansicht der St. Petersinsel von der Kaninchininsel aus.

bannte „Revolutionär“ in Môtiers im Traverstal, wo ihm der Gouverneur des preußischen Ländchens Neuenburg — Friedrich der Große versuchte damals, Rousseau an seinen Hof zu ziehen — ein Asyl angeboten hatte. Mit seinen „Lettres de la montagne“ hatte er sich aber die protestantischen Geistlichen zu Feinden gemacht, und diese hetzten so lange, bis das bigotte Völklein des Traverstales den Antichrist und Libertin Rousseau mit Steinen aus seiner Wohnung vertrieb.

Auf Fürsprache eines Stürler, Herr zu Colombier, erhielt er von der Berner Regierung die Erlaubnis, sich auf der Sankt Petersinsel niederzulassen. So erzählt Rousseau selbst in den „Confessions“ und fügt bei, daß die Berner sich eben ihres früheren Betragens geschämt hätten und froh gewesen seien, ihm den Aufenthalt gewähren zu können. Diese „Erlaubnis“ war zweifellos ein Mißverständnis Rousseaus. Wie schon im Juli vorher, betrat er am 12. September wieder verbotenes Gebiet. Daß er sich dessen bewußt war, beweist der Umstand, daß er seine Koffern nicht auspackte und sich ängstlich vor Besuchern verbarg. Aus seinen Briefen, die er auf der Insel schrieb (von Kohler im Anhang mit dem auf die Insel bezüglichen Fragment aus den „Confessions“ und „Rêveries“ veröffentlicht) ersehen wir, daß Rousseau seiner Sache nicht sicher ist und eine Austreibung befürchtet. Allerdings hofft er, mindestens bis im Frühling bleiben zu dürfen.

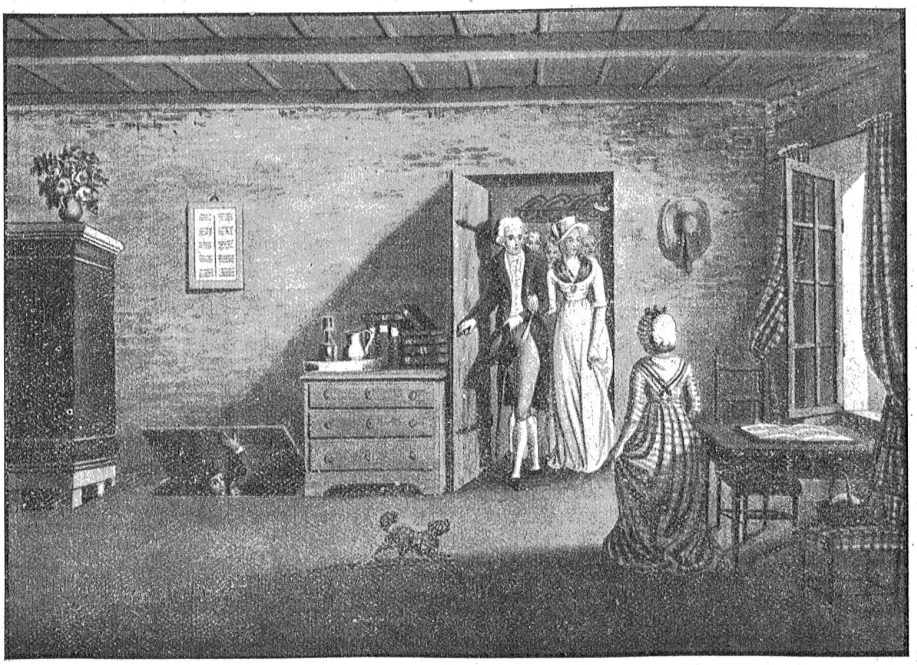


Das Pächterhaus auf der Insel.
Im Vordergrund ist Rousseau dargestellt, wie er die Kinder der Winzerin liebkost.

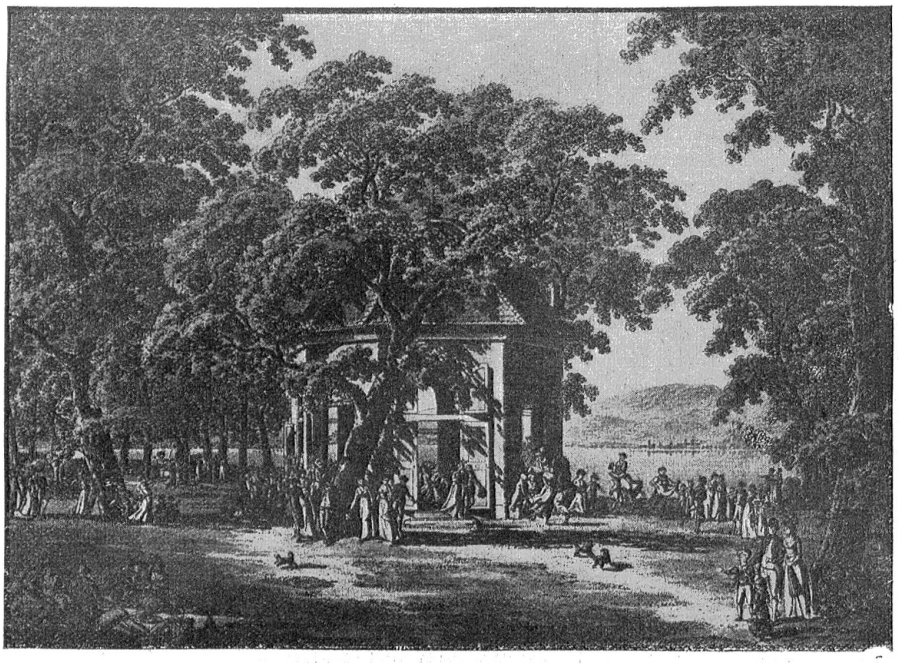
Wie ein Blitz aus heiterem Himmel trifft ihn dann am 16. Oktober der ihm durch den Landvogt von Nidau, von Graffenried, Herr zu Worb, übermittelte Befehl des Heimlichen Rates in Bern, die Insel und das Gebiet der Gnädigen Herren unverzüglich zu verlassen. Er wandte sich an den ihm sehr gewogenen Landvogt um Fürsprache. Dieser, der liberalen Patrizierpartei angehörig und ein Verehrer Rousseaus, tat sein Mögliches, bekam aber von Bern eine schnöde Antwort. — Schon Rousseau erzählt in seinen „Confessions“, daß er das Opfer einer Intrigue geworden sei. Die ihm günstig gesinnten Räte seien in den Weinleseferien gewesen, und diesen Umstand hätten seine Feinde benutzt, um das grausame Verdikt über ihn zu fällen. Kohler glaubt auf Grund der Ratsmanuale, die vier „Heimlichen“ bezeichnen zu können, die Rousseau vertrieben, die Abwesenheit von vier Mitkollegen benutzend. Es waren der Deutschsäckelmeister S. Willading, die Venner R. E. Frisching und E. Wurstemberger und der Ratsherr B. von Diesbach. Ein erfreuliches Gegendokument von liberaler und menschenfreundlicher Gesinnung ist der Brief des Landvogts von Graffenried an Rousseau, der im rührend schwülstigen Stile jener Zeit den unglücklichen Philosophen mit Horazischen Versen und mit dem Beispiel des Sokrates tröstet und ihn seiner Verehrung und Bewunderung versichert. Diese konnte allerdings dem Ausgewiesenen wenig nützen; aber sie hat ihm doch sehr geschmeichelt und wohlgetan. Auch die freundliche Geste des Landvogtes, ihm persönlich den Paß nach Biel zu bringen, verdankt Rousseau in den „Confessions“ mit gerührten Worten.

*

Schreiber dies las Sigismund Wagners Beschreibung der Sankt Petersinsel nach der Einleitung Kohlers mit vermehrtem Interesse und wurde durch sie zu einem Besuch der Insel angeregt. Noch heute ist eine Pilgerfahrt nach dem stillen wald- und rebengeschmückten Eiland ein genußvolles und empfehlenswertes Unternehmen. Die Bieleinsel ist zwar inzwischen — infolge Senkung des Seespiegels durch die Juragewässerkorrektion — eine Halbinsel geworden. Aber man erreicht sie immer noch am leichtesten durch eine Fahrt mit dem Dampfer oder dem Motorboot von Erlach oder Biel aus. Die Zahl der Besucher ist zweifellos größer noch als zu Wagners Zeiten. Jedes Dampfschiff, das an der Insel anlegt, wirft an schönen Tagen eine kleine Springflut von Besuchern, Kinder



Rousseau bekommt ungebetenen Besuch und flüchtet in die Pächterstube hinunter. Therese empfängt die Herrschaften.



Das Winzerfest mit Bal champêtre beim Pavillon.

und Erwachsene, über das Eiland, die sich rasch über den Inselrücken verbreitet, wo Waldeszauber und reizende Ausblicke auf sie warten, um nachher an den Badestrand mit seinem Robbenstein und auf der andern Seite ins Pächterhaus abzufließen und zu andern stillen Genüssen zu kommen.

Die wenigsten Inselbesucher aber tragen heute ihren Rousseau in der Hand oder im Herzen. Und doch betätigen sie unbewußt jenen Natursinn, den sein „Emile" mächtig geweckt, und sind also auch Rousseaujünger. Wie würde sich der große Erzieher an den braunen Mädels und Jungens freuen, die heute im Faltboot oder selbstgemachten Segelschiffchen an seinem Inselchen landen! Weniger würden ihm die zeitgehetzten Schulherden gefallen, die schnell, schnell zwischen zwei Schiffen zum Restaurant eilen und eine Suppe schlucken, rasch durch sein Zimmer trampeln, weil man eben diese Sehenswürdigkeit gesehen haben muß, und dann wieder über den Landungssteg sich davon machen.

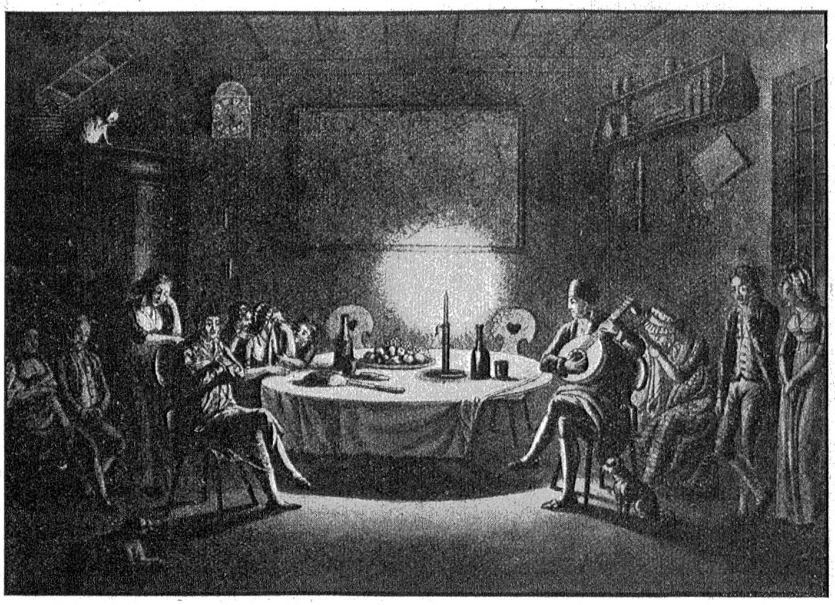
Ja, dieses Rousseauzimmer! Es bedeutet für jeden Rousseauverehrer eine Enttäuschung. Nicht, weil es so einfach und arm aussieht. Die Aermlichkeit und Einfachheit entspricht dem Zustande, in dem es Rousseau selbst erlebte. Noch Wagner berichtet, daß es der ärmlichste Wohnraum im ganzen Gebäude war. Der gehetzte Flüchtling machte eben keine Ansprüche.

Man betritt das „Rousseauzimmer" durch einen Vorraum, der an zwei Kochherden und einem mächtigen Kamin, an zwei Schränken und einem Kasten und einem Rinnstein als ehemalige Küche erkenntlich ist. Möglich wäre, daß hier Therese Levasseur, die Mutter seiner fünf Kinder und unzertrennliche Begleiterin, — sie war Rousseau auch auf die Insel gefolgt — ihm hier die kleinen Mahlzeiten gekocht. Sonst waren beide bei Frau Engel in Pension.

Am breiten Kaminschoß vorbei, an dem Schwalben ihr Nest erbaut — sie haben hier im Sinne Rousseaus Wohnrecht, wie draußen auf der Insel allen Vögeln die behördlich verordnete Schonung zuteil wird — betritt man die Wohnstube. Gerümpelkammerstimmung! In der Ecke eine wackelige Bettstelle; daneben ein Nachttischchen. In der Mitte ein graugestrichenes Tischchen mit zwei strohgeflochtenen Stühlen darum. Auf das Tischchen gehört offenbar das Kommodenaufsätzchen, das an der Wand steht. Heute liegt ganz unlogischerweise ein zerschlissener Blasebalg darauf. Eine invalide Wanduhr, die jüngst mitsamt ihrem Kasten zum Sturz gekommen ist, hat vorläufig auf der Kommode Platz gefunden. Vorn neben dem einzigen Fenster steht rechts ein kleines Tischchen mit einem Stuhl, links ein winziges Pültchen. Hinten im Zimmer ein Kachelofen; davor ist noch die Falltüre zu sehen, durch die Rousseau mittels eines Leiterchens in die Stube des Pächters hinuntersteigen konnte.

Der Stich von König, der darstellt, wie Rousseau ungebetenen Gästen aus dem Wege ging, zeigt noch Vorhänge, die die Nüchternheit der Möblierung etwas gemildert haben mochten. S. Wagner sah noch das aufgerüstete Bett mit einem Indienneüberzug, der blaue Blumen auf weißem Grunde zeigte. Mit ebensolchem Stoff waren die sechs Stühle — heute sind es noch drei — überzogen. Sogar ein Ruhbett, mit guten Kissen gefüllt, war zu Wagners Zeit da, um, wie es in seinem Büchlein heißt, den Rousseaubewunderern zu ermöglichen, hier in aller Bequemlichkeit ein philosophisches Bankett zu Ehren des Weltweisen zu feiern. Eine kleine Rousseaubüste aus Gips stand auf dem Kachelofen und vertrat den Mann, der den Raum einst bewohnt hatte.

Wagners Schilderung gibt uns Fingerzeige, wie das Rousseauzimmer wohnlicher und ansehnlicher hergerichtet werden könnte. Der heutige Zustand ist unhaltbar. Der historische Geist Rousseaus, ist aus diesen unbeaufsichtigten, den pietätlosesten Schülerscharen schutzlos preisgegebenen Räumen gründlich ausgetrieben. Das Namenschreiben ist zwar durch eine Verbotstafel untersagt; es wäre auch kaum noch ein Plätzchen dafür zu finden auf dem noch haftenden Kalkbewurf der Wände. Diese Wände möge man lassen



Rousseau singt der Pächtersfamilie sein Abschiedslied.

wie sie sind. Aber man stelle die Möblierung ungefähr so wieder her, wie sie zu Rousseaus Tagen gewesen sein mag. Autentizität her oder hin. Besser ein rekonstruiertes Möbel als gar keines oder nur ein Bruchstück davon. Und besser eine Ordnung, auch wenn sie nicht historisch verbürgt ist, als gar keine. Und noch etwas: Ein kleines Rousseauandenken, irgend ein Büchlein, Bildchen oder auch nur eine Ansichtskarte mit einer Rousseaustätte darauf sollte man mit heimnehmen können. Solche Dinge sind heute auf der Insel nicht erhältlich. Rousseau ist zum zweiten Mal vertrieben worden. Mit Willen der Herren in Bern?

Ihre Besitzung ist in vorzüglichem Zustande. Die Felder, der Weinberg fruchtbar und üppig, die Scheune voll schönen Viehs, das Pächterhaus seit 1918 fach- und kunstgemäß renoviert und zu einem leistungsfähigen Pensionsbetrieb ausgebaut. Die Pacht ist in tüchtigen Händen. Wir glauben, daß nun Kräfte und Mittel frei gemacht werden könnten, um den verwahrlosten Rousseaureliquien vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken. Am besten wäre es wohl, wenn eine literarische Gesellschaft, die geistig an diesen Dingen interessiert ist, sich des Rousseauzimmers annähme. Wenn nicht bald etwas geschieht, so könnte, was alle Einsichtigen bedauern müßten, des müden Weltwanderers Abschiedsgruß ein Definitivum werden: sein

Adieu, retraite cheric!

Etwas von der Zahl.

Von Walter Schweizer.

Wir saßen auf der breiten Veranda eines bekannten Berner Landhauses. Rings um uns die friedliche Ruhe der „Provinz". Nur am westlichen Horizont schwoll die Lichtflut der Bundesstadt zum Himmel empor.

„Wie der breite Saum eines Nordlichts", sagte unser Gastgeber, der der Mode folgend, seine Ferien jenseits des Polarkreises verbracht hatte. Dann der Prosa des Alltags folgend, fragte er mich: „Sie müßten es doch eigentlich wissen, wieviel Glühstrümpfe und Bogenlampen dazu gehören, einen solchen Lichtstrom zu erzeugen!"

Ich verneinte die indirekte Frage, doch der Faden der Unterhaltung war gesponnen, und wie es kommt — plötzlich hatte ich eine Behauptung ausgesprochen, die eine stürmische Heiterkeit erweckte.

Die liebenswürdige Frau des Hauses schlug die Hände zusammen und rief mitten in das Gelächter, das schallend durch den nächtlichen Garten drang: „Nein, nein, jetzt lassen wir Sie nicht mehr aus, jetzt müssen Sie uns Rede und Antwort stehen. Wie sagten Sie doch, es gibt keine höhere Poesie als die von der Zahl?"

„Gewiß, das sagte ich. Nicht als Statistiker, denn ich weiß es ja — es gibt für die große Welt kein langweiligeres Metier, als das des Statistikers und dennoch — Sie alle haben schon die Poesie der Zahl empfunden, Sie alle unterlagen schon ihrer Herbheit, Ihrer Schwermut, Ihrem Geist und Ihrem Humor."

„Beweise, Beweise", rief mein lieber Gastgeber.

„Je nun, blicken Sie empor, was sehen Sie?"

„Himmel — Sterne!"

„Weiter, weiter — blicken Sie hinein in die Höhe, in die Tiefe der Unendlichkeit! Was ist die Unendlichkeit? Ein Begriff, eine Zahl! Wir erfassen Sie nicht und doch rechnen wir mit ihr. Sie ist die Zahl des Unfaßbaren, Unüberwindlichen. Sie ist die Gottheit der Phantasie und doch nur eine Zahl! Dort aber der flackernde Stern, wie weit mag er von uns sein? So und so viel Millionen von Kilometern! Liegt in dieser Bestimmung der Entfernung nicht ein poetischer Reiz? Ich las einst, daß dieser Stern fünfhundert Lichtjahre von unserer Erde entfernt sei, und daß die Bewohner dieses Sternes — gäbe es eine Möglichkeit, zu uns herabzusehen — nicht uns erblicken, sondern die Menschen, die fünf Jahrhunderte vor uns gelebt haben."

„Hirngespinste", murmelte mein Freund vor sich hin.

„Lassen Sie es Hirngespinste sein, auch die gehören in das Reich der Poesie. Aber ist es nicht die Zahl, die Zahl, die unsere Phantasie reizt? Die Ueberbrückung der Jahrtausende, der Zeit und des Raumes! — Was bedeutet nur ein „weit", ein „unendlich weit", erst die Zahl gibt uns den Begriff, und dieser Begriff löst merkwürdigerweise frühzeitig die Poesie aus. Aber bleiben wir bei dem Gegebenen. Als 1798 der General Bonaparte sein Heer an den Fuß der Pyramiden führte, rief er „Jahrtausende blicken auf euch herab" und die Wucht der Zahl ließ die Sieggewohnten erschauern. — Ehrlich gesprochen, lieber Freund, was bestaunen Sie mehr: die Mumie als solche, oder ihr Alter? Die Zahl allein ist es, die uns in Stimmung versetzt. Sie sagen die Statistik sei trocken — o nein — sie entbehrt durchaus nicht aller Reize. Für viele, vielleicht für die meisten ist sie das verschleierte Bild. Wer aber den Schleier zu heben versteht, der blickt in einen Raum voll herrlicher Schönheiten. Schatten und Lichter, Farben und Töne kennt man auch da. Welche Gewalt, welche poetische Gewalt liegt nicht allein im Weltverkehr. Die „Poesie des Weltverkehrs" sagen wir, und vor uns stehen in Reih' und Glied Zahlen, Zahlen und immer wieder Zahlen. Länder und Ozeane breiten sich vor uns auf, die Völker reichen sich die Hände! Der Spur des Dampfers, des lastenschleppenden Segelschiffes folgen wir, ein Symbol ist uns das Flugzeug, das am Firmament seine Bahn geht; ihre Flaggen sind uns liebe Bekannte, Vertraute, wir sehen sie allüberall, wir nehmen Anteil am Werdegang. Nennen Sie das poesielos? Und worin äußert sich die Poesie? Nur in der Zahl?

Sie wissen es, liebe Frau, ich bin weit gereist. Oft habe ich in Ländern Heimweh empfunden und immer mehr, je weiter sich der Raum zwischen mich und die Heimat legte. Mein Heimweh war in einer Zahl verkörpert!

Und Sie, lieber Freund, der Sie berufen sind, Recht zu sprechen und das Unrecht zu bestrafen, wie spricht zu Ihnen die Zahl der Kriminalistik? Von Milliarden Tränen, von unsäglich viel Kummer und Leid erzählt uns die Zahl. Lachen und Lebensfreude sprechen aber ebenso oft in der Zahl zu uns."

Eine Pause entstand. Jeder hing seinen Gedanken nach. Aus dem Westen zog ein leises Donnerrollen über das Land.

„Sie haben nicht so unrecht", unterbrach die freundliche Stimme der Hausfrau die Stille. „Nicht die Zeit ist es, nicht der Raum, als Begriff, sondern ihre Bewertung ist es, die uns nachsinnen läßt. Dreißig und mehr Jahre ist eine Spanne Zeit, und doch ein Leben für sich. Vor dreißig Jahren! — mir ist, als ob das gar nicht wahr sein könnte."

„Hm", machte der Gastgeber, „mir deucht, daß in der Zahl, die die Zukunft ausdrückt, mehr Poesie liegt als in der Zahl der Vergangenheit. Ich bin siebzig Jahre, will's Gott, lebe ich noch ein Zehnjährchen. — — Zehn Jahre — es ist doch eine lange, lange Zeit!"

„Zehn Jahre!" wiederholte der Richter. „Vor ein paar Jahren hatten wir einen Mann, der wegen verschiedener Delikte zwanzig Jahre im Zuchthaus gesessen hatte. Wir verurteilten ihn wiederum zu zehn Jahren. Lachend nahm er die Strafe hin. In der Nacht fand man ihn erhängt in seiner Zelle. Auf einem Zettel standen die Worte: Ich fürchte mich vor den zehn Jahren."

Wieder eine Stille — dann erhob sich die Hausfrau und schenkte die Gläser voll. „Lassen Sie uns von etwas anderem reden, lieber Freund, die Zahlen stimmen nur traurig!"

Gedankenlese.

Sich die Hände vor jeder Mahlzeit zu waschen, ist wirklich nicht schwer...

Und es wäre eine kostenlose Versicherung gegen Typhus, Dysenterie, Tuberkulose und viele andere schwere Krankheiten!... R. B.